

Berinia

Autor(en): **Steinmann, August**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **St. Galler Jahresmappe**

Band (Jahr): **42 (1939)**

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-948270>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Berinia

Novelle von August Steinmann

Daniel Jung war am Abend mit dem Tender aus dem Fjord von Plymouth zur „Rotterdam“ gefahren. Der große Überseer lag, da es zur Zeit der Ebbe war, weit draußen, und seinen weißen Rumpf umspielte das warme Licht der schon tiefstehenden Sonne. Das Wasser im Fjord war dunkel, und die von rötlichen Felsen unterbrochenen Hänge standen mit grellem Pfingstgrün im sanften Vorsommerglanze. Am Horizonte lag glatt wie Öl die offene See.

Als das alte, breite Dampferchen, das eine qualmende Rauchwolke ausstieß, als wäre es ein großes Meerschiff, an den weltfahrenden Bruder angelegt hatte und das Fallreep festgemacht worden war, wurden die wenigen Reisenden aus Plymouth, die mit dem Holländer den Heimathafen erreichen wollten, übernommen, und man betrachtete sie als Sonntagspassagiere ohne besondere Schicksale und wichtige Ziele und Absichten ihrer Fahrt. Was von drüben kam, das bildete seit Tagen bereits eine engverbundene Gemeinschaft. Die Neuangekommenen — es mochten deren kaum ein Dutzend sein — begegneten gelassener Neugier. Durch diese Neugier hindurch war auch Daniel Jung zu der ihm angewiesenen Kabine gegangen; ein kleiner, holländisch gediegen ausgestatteter Raum mit einem festangeschraubten Himmelbett, das man mit buntgeblühten Vorhängen schließen konnte. Da war auch ein entzückender, dünnbeiniger Schreibtisch, und es standen ebenso zierliche Stühle herum. In dem Spiegel eines Wandschranks fingen sich die Strahlen der Abendsonne. Jung zog die silberblauen Stores des niedrigen, doch breiten Fensters — es ging unmittelbar auf das Promenadendeck hinaus — zurück. Jetzt konnte er, während er sich rasierte, sehen, wie der kleine Tender bereits wieder in den Fjord einbog. Die Sonne stand über den Felsen von Reamhad, westwärts davon schien das bergige Land im Meere zu versinken. Über die in großen Zügen atmende See führte eine goldene Straße bis nahe unter die Küste, dort ging sie in tiefen Schatten unter. „Welch schönes Pfingstende“, dachte Daniel Jung, dem das Glück zuteil geworden war, das heilige Fest im lieblichen Tale von Ashburton und am

Fuße von Dartmoor Forest zu genießen. Und er erinnerte sich einer hochgewölbten Allee aus Eichen, durch die er, von Schatten und Sonnenfunken umwoben, gewandert war.

Auf einen Augenblick wurde jetzt die Sicht auf das Meer unterbrochen. Die schlanke Gestalt einer Frau war durch die Sonnenstrahlen geschritten. Daniel Jung schaute ihr nach: Sie trug einen schweren, fast bis zu den Knöcheln reichenden schwarzen Mantel aus irgend einem Pelzwerk. Ein schneeweißer Kragen legte sich um schmale Schultern. Nun kehrte die Unbekannte wieder zurück, sie schaute beinahe scheu um sich und lehnte sich dann an die Reling; es schien als möchte sie die Schönheit um die sinkende Sonne noch einmal ganz in sich aufnehmen, um erfüllt davon in die Nacht hineingehen zu können. Die Frau hatte ein feinliniges, zierliches, doch ganz und gar nicht europäisches Profil. Und jetzt, als sie sich aufrichtete, den schützenden Kragen hochzuschlagen, entdeckte der Mann in der Kabine, daß die Fremde von hellbrauner Hautfarbe war und große, sehr dunkle Augen hatte. Von den auf dem Promenadendeck Lustwandelnden schenkte niemand der jungen Frau Beachtung. Eine alte Dame, unverkennbar stolz amerikanischen Schlages, ging mit dem Ausdruck des Shoking um die nicht weniger stolz am Geländer stehende Fremde. Als Daniel Jung sich bald hernach unter die Promenierenden mischte, war diese nirgends mehr zu sehen.

Er begegnete ihr erst wieder, als der Gong zum Diner eingeladen hatte. Sie stieg leichten Schrittes die Stufen zum Speisesaale hinauf und ließ sich dann an einem kleinen Tische nieder, auf dem nur ein Gedeck bereit lag. Da sie im Scheine einer Seitenlampe des Orchesters saß, konnte Jung sehen, daß sie in der Tat keine Europäerin war. Ihre Haare und die stark gewölbte Stirne, aber auch die eher ein wenig zu heftig betonten Nasenflügel verrieten jene Mischung zwischen Schwarz und Weiß, wie sie sich, um ein bekanntes Beispiel zu nennen, in Josephine Baker offenbart. Doch war die Fremde offensichtlich bereits die zweite Generation der Blut-

mischung, denn ihr Mund hatte kaum etwas von der dunkeln Rasse, in die hinein eine ihrer Wurzeln reichen mußte. Während Daniel Jung solchen Betrachtungen oblag, entdeckte er zu seinem Vergnügen, daß er den Steward, der die Dame bediente, von einem anderen Schiffe her kannte. Es bot sich gleich darauf der Zufall, den Diener zu sprechen. Dieser erklärte, er habe in Newyork von der „Statendam“ zur „Rotterdam“ hinüber gewechselt, da er zu Beginn der Saison in Scheveningen sein müsse, die „Statendam“ aber durch den Panama nach Surabaja fahre.

„William, können Sie mir sagen, ist die Dame dort drüben allein?“ forschte Jung.

„Mein Herr, ich versichere Sie, Madame ist allein; sie kommt von Chicago und fährt nach Paris. Sie wollte in Boulogne an Land, aber wir legen nicht an, und nun fährt sie bis Rotterdam. Die Amerikaner desavouieren sie. Sie wissen: Mischblut, halb Niggerin, sagen sie. Aber wir in Holland denken anders, und zudem fährt sie erster Klasse. Drüben in den Staaten sind sie nun einmal so, mein Gott, da ist nichts zu machen. Die Dame spricht sehr gut französisch, auch englisch. Übrigens eine liebenswürdige Dame, und sehr bescheiden.“

Als William den zweiten Gang servierte, fuhr er fort: „Madame weilt jeden Abend im Lesesalon. Und — einen Moment (er legte ein Stück Fisch auf den Teller) — wenn Sie der Name interessiert, finden Sie ihn unter Nr. 86 der Passagierliste. Hier — der Steward wies die Liste vor — Mme. Berinia Lungla, artiste, Paris.“

Die „Rotterdam“ war auf der Höhe von Prawle Point, als der Mond aus dem Meere stieg. Ein Leuchtturm schleuderte ihm sein Wechsellicht entgegen. An Bord begann die große Abschiedssoirée. Es entwickelte sich bald jenes glanzvolle Bild, das den Bällen eigen ist, zu denen sich die Gesellschaft der ersten Klasse einzufinden pflegt. Man hatte sich auf der Überfahrt kennen gelernt und zu kleinen Cliques zusammengetan. Jung erging sich auf dem Promenadendeck; im Dancing wäre er Außenseiter gewesen, und er hätte sich gelangweilt, wie jene wenigen, die vereinsamt irgendwo in einer Ecke saßen, weil sie aus irgend einem Grunde ohne Anschluß geblieben waren. Er genoß in glücklichem Empfinden die Nacht über den Wassern; er schaute in das Licht des Mondes, schritt in Gedanken auf silbernem Band über die sanften Wellen; er suchte das Sternbild des Wagens, um auf diesem — welch phantastisches Vergnügen! — die Milchstraße entlang zu fahren. Der Wind summt um das heimwärts strebende, rauschende Schiff. Etwas Weißes, scheinbar vom selben raunenden Winde über den Boden geweht, glitt an Daniel vorüber. Jetzt stand das Etwas still: ein kleiner Seidenpudel, anzuschauen wie ein niedliches Spielzeug. Jung ging auf das Tierchen zu und streichelte es. Es blickte mit gro-

ßen, runden Augen zu dem Unbekannten hinauf, dann schaute es nach allen Seiten. Hernach trollte es davon, wurde es wieder fortgeweht vom lustigen Wind. Am Ende des Decks hielt das Tierchen an. Es machte einige Kapriolen, als wollte es vor dem Monde tanzen.

Eine Frau, plötzlich aus der Nacht aufgetaucht, langte jetzt nach dem seidenen, hüpfenden Bündelchen und hob es in die Arme. Nun kam sie das Deck entlang und Daniel Jung erkannte an dem schwarzen Mantel und dem weißen Kragen die Dame aus Paris. Als diese an ihm vorbeischnitt, bellte das Tierchen.

„Schön ruhig!“ befahl die Herrin in leicht englisch gefärbtem Französisch, „Monsieur tut dir nichts.“

„Madame“, sprach Daniel Jung, „ich habe Ihr Hündchen bereits kennen gelernt und habe Freundschaft mit ihm geschlossen; ich habe es getröstet, als es Sie gesucht hat. Eine kostbare Rasse.“

„Bell ist mir davon gegangen“, antwortete die Dame, ich las Zeitungen im Salon und war so vertieft, daß ich nicht merkte, wie er sich sehr schlau hinausstahl. Bell liebt solche kleine Spitzbübereien, und wenn er mich dann nicht mehr findet, fürchtet er sich. Er kann wimmern wie ein kleiner Mensch. Aber ich werde ihn strafen müssen, er muß nun in die Kabine und dort in die Ecke sitzen und gegen die Wand schauen — oh, er versteht die Strafe.“

Die junge Frau fuhr mit der Rechten über das zarte Fell des Hündchens; dann hob sie mit, wohl angeborener, natürlicher Grazie das Gesicht und richtete ihre großen Augen auf Daniel Jung.

„Ich habe gesehen, daß Sie in Plymouth an Bord gekommen sind“, sprach sie, „aus Ihrem Französisch höre ich jedoch nicht den Engländer. Sie fahren wohl heim nach Holland?“

„Ich bin weder Engländer noch Holländer“, gab Jung zurück; „ich bin Schweizer, und da unser Land drei Sprachen hat, verstehe ich auch die französische. Doch fehlt mir beim Sprechen dann und wann ein wenig der richtige Akzent. Ja, ich kam von Plymouth her, denn





Hoher Kasten mit Blick ins Rheintal

Foto H. Groß

ich habe eine schöne Reise durch Dorset und Devont gemacht und kehre jetzt in mein Land zurück.“

„Es muß ein schönes Land sein, das Sie Ihre Heimat nennen“, nahm die junge Frau das Wort. „Ich war noch nie dort. Aber ich möchte einmal die Eisberge sehen, die Gletscher, die Wiesen mit den vielen Kühen und die kleinen friedlichen Chalets, die Wasserfälle auch und die Seen. Wenn meine Angelegenheiten in Paris gut stehen, werde ich nächste Woche an den Lac de Léman reisen. Man hat mir bei Cook gesagt, es werde dort das Fest der Narzissen gefeiert und dabei ein großes Ballett getanzt. Das interessiert mich; denn ich bin Tänzerin, das heißt, ich habe eine Schule für junge Mädchen, die zur Oper möchten. Wissen Sie um das Fest?“

„Es wird ein sehr schönes Fest sein, und man wird ein russisches Ballett zu sehen bekommen; Tänze im Stile Nijjinski. Man spricht davon, daß auch Diaghilew dabei sein werde. Welch ein schöner Zufall wäre es, wenn ich Sie dort treffen würde, denn ich werde hinfahren. Gerne stehe ich zu Ihrer Verfügung, wenn Sie meiner Dienste bedürfen.“

„Das ist mir sehr angenehm“, dankte die Tänzerin; „wollen wir nicht ein wenig hin und her gehen? Die Luft ist frisch und ich bin sehr empfindlich. Oder wollen wir einen Tee trinken? Es freut mich, mit jemandem plaudern zu können. Ich habe während der ganzen Überfahrt wie eine Stumme gelebt. Sie wissen, wie sich die Amerikaner uns gegenüber verhalten; und doch waren meine Eltern — mein Vater war Kanadier, meine Mutter aus den Südstaaten — und meine Großeltern so ehrenhaft wie jene, deren Vorfahren aus — sagen wir Ivoire — Gold gepreßt haben. Früher, als ich noch in den Staaten wohnte — ich bin in Chicago aufgewachsen und habe Collègebildung — war ich Amerikanerin, geduldete Amerikanerin; heute aber bin ich Französin und ich liebe mein neues Vaterland, weil man mich dort nicht verachtet. Aber lassen wir das — dort kommt der Wachtoffizier, wir wollen gehen.“

Das Paar stieg in den Teeraum hinunter. Emsig deckte ein kleiner Javaner ein rundes Tischchen; mit niedergeschlagenen Augen goß er den Tee in die Delftertassen. Jetzt nannte Daniel Jung seinen Namen, und als ihm daraufhin die junge Frau ihre Karte reichte, las er halblaut: Berinia Lungla, Académie de Danse, Paris.

„Ich habe Ihren Namen zufällig in der Passagierliste gelesen“, wandte er sich an Berinia, „und es bereitet mir aufrichtige Freude, Sie unter so gutem Sterne kennen gelernt zu haben.“

„Glauben Sie an die Sterne?“ fragte Berinia lächelnd. „Von Zeit zu Zeit und wenn sie günstig stehen“, gab Jung zurück. Dabei hatte er die Hände der Tänzerin betrachtet, wundervoll gegliederte Hände, schmal und

lang. Am linken kleinen Finger stak ein schwerer, silberner Ring, in dessen feinziseliertes Rosette ein matter, dunkelgrüner Stein saß.

Sie waren in lebhaftem Gespräche über allerlei kleine Begebenheiten, die in jedes Menschen Leben schwache Spuren, aber doch immerhin Spuren hinterlassen, als ein Schiffsoffizier eintrat und anzeigte, daß in den nächsten Minuten die „Normandie“ passieren werde.

„Wir wollen uns den Anblick nicht entgehen lassen“, wandte sich die junge Frau an ihren neuen Bekannten. Sie stiegen wieder hinauf auf Deck. In vollem Lichterglanze zog der große französische Dampfer westwärts; er rief mit lauten Sirenen und sandte zum Gruße eine Feuergarbe dem Himmel zu. Über dem Meere entfaltete sich eine mächtige Chrysantheme, die sich auflöste in tausend und tausend langsam zum Wasser gleitende silberne Sterne. Dieses schweigende Zwischenspiel in mitternächtlicher Stunde ergriff Berinia so sehr, daß sie in freudiger Erregung sich an Daniel Jung lehnte und flüsterte: „Es ist so schön, nicht allein sein zu müssen! Ich bin heute sehr müde.“ Er führte Berinia in die Halle zurück.

„Wir werden uns morgen wieder sehen, mein Herr; ich lasse einen Liegestuhl neben mir für Sie reservieren. Darf ich hoffen?“

Daniel Jung reichte ihr die Hand: „Ich schätze mich glücklich in Ihrer Nähe, Madame.“

Die schöne Mulattin schritt den schwach erhellten Kabinengang entlang; hinter ihr her trippelte gelassen der kleine Seidenpudel Bell.

Der nächste Tag brachte die beiden Menschen noch näher zusammen. Das Getuschel und fragende Schauen der Gesellschaft zur Linken und zur Rechten ihrer Liegestühle wurden für Daniel und Berinia zum belustigenden Spiele. Sie aßen gemeinsam an einem Tische, den der Steward auf Jungs Wunsch mit Florida-Rosen geschmückt hatte.

Am Morgen des dritten Tages fuhr die „Rotterdam“ langsam in den Nieuwen Waterweg ein und gewann so die breite Maas. Das Land war voll Sonne, und die Kinder von Hook sprangen den Damm entlang und schwingen Oranjefähnchen. Gehorsam folgte der große Dampfer dem pustenden Lotsen.

Berinia und Daniel schauten schweigend über die weiten Flächen des Polders.

„Werden Sie mich in Paris besuchen, lieber Freund?“ fragte Berinia. „Darf ich Sie erwarten?“

„An mir ist es, Sie zu bitten: Darf ich kommen?“ entgegnete Daniel.

Und nach einer Weile fuhr die junge Frau fort: „Oh, es wird schön sein . . . sehr schön! Wir werden miteinander über die Stadt schauen. Wenn man cinquième wohnt, ist man dem Himmel so nahe wie die Tauben

auf Notre-Dame. Ich habe zu Hause einen kleinen Kanarienvogel; der wird zwitschern und singen, wenn ich wieder bei ihm sein werde, und er wird sich ein Stückchen Zucker von meinen Lippen holen. Ich werde zu ihm sagen: „Cyrill, am Nachmittag kommt Monsieur Daniel, der mit mir so — — Berinia hielt plötzlich inne und schloß die Augen.

„Was haben Sie?“

Berinia reckte sich stolz.

„Es ist schon wieder vorbei, lassen Sie es gut sein“, antwortete sie mit wehem Lächeln. „Mein kleiner Vogel soll wissen, daß Sie kein Amerikaner sind. Verstehen Sie mich? . . . Wir wollen nach dem Gepäck sehen. Wir werden bald an Land gehen. In der Hast werden wir uns nicht mehr viel sagen können. Sie waren so gut zu mir, mein Freund, so gut!“

„Niemand kennt uns, Berinia, niemand weiß, wer wir sind, Berinia“, sprach Daniel Jung leise. Er nahm die zarte Mulattin an sich und küßte ihre großen, schwarzen Augen.

„Only a Niggergirl!“ sprach in etwelcher Entfernung eine ältere Dame zu ihrem Gatten, der mit hartem Kiefer auf seine Pfeife biß.

* * *

In der Mitte der zweiten Woche nach Pfingsten traf Daniel Jung in Paris ein. Er hatte seine Angelegenheiten in Holland im Vorgefühl der Freude, Berinia bald wieder sehen zu dürfen, mit besonderem Behagen und vielleicht auch deshalb mit besonderem Erfolg erledigt. Er wollte die Freundin überraschen. Es bereitete ihm ein Vergnügen, den Boulevard Strasbourg hinunter zu flanieren. An einem Bücherstand kaufte er sich ein altes Bändchen Georges Sand, in dem er zu lesen versuchte, als er schließlich im „Pampam“ gelandet war. Aber die innere und äußere Unruhe lenkten ihn ab. Es war ihm, als säße er am Ufer eines tosend dahintreibenden Stromes, als sähe er hinein in rauschende Wirbel. Umbrandet von der hastig atmenden Unruhe im Herzen der Stadt, rief er Berinia an. Sie erkannte seine Stimme, sie jubelte ihm entgegen, bat ihn, jeder Augenblick des Wartens sei ein verlorener Augenblick des Lebens — und aus herzlichem Lachen heraus schalt sie: „Jede Minute, die du versäumst, vermehrt deine Sünde, mich warten zu lassen.“ Daniel hörte auch, wie sich in die Stimme Berinias der Gesang eines Kanarienvogels mischte.

In sieben Windungen führte die steile Wendeltreppe zur freien Höhe, in der die junge Frau wohnte. Tak—tak schlug der messingene Klopfer; da öffnete sich die Türe und in ihrem Rahmen stand die Freundin. Sie strömte den Duft wohlriechender Kräuter aus, wie man

solche über einer Kerze verbrennt. Berinia trug ein langes schwarzes Kleid und blaue, silberbestickte Hausschuhe. Sie war nicht mehr die elegante, in Pelz gehüllte Dame von der „Rotterdam“, sondern kam, von feiner, erwärmender Häuslichkeit umgeben, dem Freunde entgegen. Sie hielt ihm die Hände hin, so, als kannte sie Daniel Jung schon von Jugend auf. Und als sie im kleinen Salon standen, schaute sie Daniel lange in die Augen. So verriet sie ihm ihre scheu-frauenhafte Ergebenheit. Er nahm das liebliche Angesicht an sich und fand in den fremden Augen eine ihm bisher verborgen gewesene Welt. Was ihn im Innersten bewegte, war nicht eigensüchtiges Verlangen nach diesem seltsamen Menschen, in dem zwei Welten zu einer geworden waren; es war die Gewißheit, daß hinter diesen tiefgründigen Augen, hinter dieser fast kindlich anmutenden Stirne jenes Geschenk verborgen sei, das dem Manne eigentlich sehr selten zuteil wird: „Geliebter, nimm meine Seele in deine Hände!“ Aus diesem Glücksgefühl heraus sprach er leise: „Wie schön du bist, Berinia! Wüßtest du doch, wie ich dich liebe!“

— — — Sie schauten über die Dächer von Paris; obwohl jedes von ihnen die Stadt kannte, zeigte doch eines dem andern die Türme, die Kirchen, die Kuppeln der großen Gebäude, die Hügelwellen vom Westen bis hinüber zur Höhe von Sacré-Coeur. Trikoloren ragten in das verschleierte Blau des mittäglichen Himmels, als wären sie zu einem Feste gehißt worden. Die Symphonie aus dem vielstimmigen Lärm des Lebens unten auf dem Pflaster schwang sich hinauf zu den Fenstern des Cinqüème, und Cyrill, der Kanarienvogel, schlug vor Lust mit den Flügeln und trillerte aus seinem goldenen Käfig in den schönen Tag hinaus. Auf dem gesicherten Gesims des Fensters saß Bell, das Seidenhündchen, und schnupperte an dem Gitterwerk herum.

Berinia begann aus ihrem Leben zu erzählen. Sie hatte die Eltern früh verloren und war dann von ihren Großeltern väterlicherseits erzogen worden. Nur unter gesellschaftlichen Einschränkungen wurde sie in ein Collège aufgenommen und dort geduldet. Die Vorurteile, denen sie immer wieder zu begegnen hatte, zwangen sie vollends dazu, der Stimme des mütterlichen Blutes zu folgen: sie begann die Weißen zu hassen, als ihre Feinde zu betrachten. Die Großeltern hielten sie knapp an Geld. Aber Berinia wollte so bald wie möglich selbständig sein. Sie trat als Girl in eine Tanzgruppe und arbeitete mit größtem Eifer an der Ausbildung ihres angeborenen Talentes zum Tanze. Endlich konnte sie es wagen, auf eigene Faust ins Leben hinaus zu treten. Sie sammelte Mädchen ihrer Art um sich, schuf sich ein eigenes Ensemble, bereiste die Staaten und kam zum Erfolg. Damals fuhr sie erstmals nach Europa und trat in London, Brüssel und Paris auf, wo sie an einem alge-



Klosterbier

rischen Ball den Sohn eines Kaufmanns aus Tunis kennen lernte. Er studierte an der Sorbonne, weil er später in die Kolonialverwaltung eintreten wollte. Dann hätte er Berinia geheiratet. Er hatte ihr auch ermöglicht, französische Bürgerin zu werden. Der junge Afrikaner — Berinia zeigte Daniel dessen Bild — fiel in den Alpen einer schweren Krankheit zum Opfer. So stand die Geliebte allein in der großen Stadt, denn sie hatte ihre Truppe aufgelöst, nicht ohne ihren Girls für neue Verpflichtungen gesorgt zu haben. Sie selbst richtete in Montparnasse eine Académie americaine ein und verdiente nach den schweren Tagen des Anfangs als Ballettlehrerin schlecht und recht ihr bescheidenes tägliches Brot. Der Tod ihres Großvaters hatte sie dann schließlich in den Besitz eines kleinen Vermögens gebracht. Dieses abzuheben, war sie nach Chicago gereist. „Mein Großvater war ein sehr strenger Mann, aber er war stets gut zu mir. Ich weiß, daß er mir mein Erbteil bis auf den letzten Dollar gerecht hat zukommen lassen. Welch ein Gefühl, wenn nach den schmalen Jahren endlich die besseren gekommen sind! Ich bin keine Verschwenderin, mein Freund“, so schloß Berinia ihre Erzählung, „aber ich gestattete der schwachen Frau in mir die Erfüllung des bisher traumhaften Wunsches, einmal wie reiche Menschen reisen zu können, und deshalb fuhr ich in der ersten Klasse nach Europa zurück. Und es wird auch meine Sehnsucht, einmal die Schweiz sehen zu dürfen, gestillt werden. Gott segne meinen lieben Großvater (ein liebenswürdiges, verehrendes Lächeln spielte um die Lippen Berinias). Heute haben wir Donnerstag. Ich bin nicht abergläubisch — morgen Freitag fahre ich.“

„Fahren *wir*“, wandte sich Daniel an die junge Frau. „*Wir*? Sagtest du *wir*?“ frug Berinia in freudigem Erstaunen.

„Ja — wir, du und ich.“

„So wird mein stilles Hoffen Wirklichkeit werden“, sprach Berinia vor sich hin. „Komm, Bell, ich will dich schön machen, so schön wie noch nie bis heute.“ Und zum Freunde gewendet, bat sie: „Er darf doch mitkommen, der kleine Bell? *Wir* fahren — wie das klingt — *wir!*“

* * *

Das Seenachtfest zu Ehren des Narzissus war zu Ende. Aus der nächtlichen Bucht von Territet steuerten die weißen, vornehmen Dampfer in den See hinaus. Sie trugen singende, tanzende Menschen in die Städte am See zurück. Lichterschnüre und Wimpel, geblähte Fahnen und glitzerndes, schäumendes Kielwasser wurden zum Ausklang des Festes. Gondeln, geschmückt mit schwankenden Lampions, glitten von leichtem Ruder-

schlag über die dunkle Fläche; die einen legten an den Kais an, andere wieder kreuzten ziellos durch die Nacht; da und dort landete eine unter tief herabhängenden Weidenbäumen am Stege eines stillen Villenparkes. Man hörte Schritte auf bekiesten Gartenwegen und helles Lachen aus dem Dunkel der Pergolen. Auf den Uferstraßen wälzte sich die Menge des Volkes den hellen Plätzen von Montreux zu. Um Mitternacht lag der See in tiefem Schläfe. Der abnehmende Mond schwebte über den dunkeln Bergen des Chablais. Er streute von seinem Lichte auf das weite Wasser und näherte sich langsam dem Planeten Venus. Vielleicht äugte jetzt irgendwo am Ufer ein weltverachtender Astronom, sich freuend an der einfachen Konstellation, nach dem glänzenden Sterne.

Daniel Jung und Berinia standen an der Brüstung der ihren Zimmern vorgebauten Loggia. Da die Anstrengungen der Reise und das ungestüme, fröhliche Treiben, das den Narzissenfesten eigen ist, Berinia sehr ermüdet hatten, waren sie im Hotel geblieben. Daniel betrachtete immer wieder die junge Frau, deren Zartheit in der Gestalt und Fremdheit im Wesen ihn in dieser stillen Stunde zu jener innigen Ritterlichkeit verpflichteten, die vor gefülltem goldenen Kelche selbstlos den Durst bezwingt, bis ein liebender Mund flüstert: „Trink und sei glücklich.“

Während des prunkvollen Feuerwerkes hatte das Paar in der Loggia gesessen. Wie man von der Loge im Theater aus in die Welt der Bühne hineinschaut, so genossen Berinia und Daniel das Fest auf dem See. Musik und der Jubel des Volkes stiegen zu ihnen herauf. So waren sie also doch noch in dem Rahmen des Ganzen gewesen, doch dem Lärm und dem Rauschen der Massen entrückt.

Jetzt sprachen sie über das Geschaute, über die Vollendetheit des Balletts und das tragische Schicksal Nijinskis, über die Eleganz der Pas und die Grazie der Primaballerina. Die höchste Entfaltung hatte der Tanz in Ravels „Fontaine“ gefunden: Zwölf liebele Mädchen hatten sich zum Reigen um den erwachenden Narziß gefunden. Der Tag war heiß gewesen, und erst der Abend hatte den bedrückend schweren Duft der Blumen in den Gärten und des verschwenderischen Cortège aus den Straßen auf den See hinaus getragen. Dann war die süße Kühle von den Bergen gekommen. Als der Glanz auf dem Gebirge jenseits des Sees verblaßte, erschauerte Berinia, hüllte sich tief in den schwarzen Pelz und schlug den weißen Kragen hoch; sie tat es mit derselben Anmut, wie sie es damals auf dem Meere getan hatte.

Ferner Glockenschlag verkündete den neuen Tag. Daniel Jung hatte aus Berinias Zimmer einen Gobelinessel geholt, damit es sich die Freundin bequem mache.

„Oder willst du schlafen gehen?“ hatte er sie gefragt. „Noch nicht; es ist so feierlich um uns“, antwortete Berinia; und als sie fürsorglich eingemummt im Sessel ruhte, bat sie den Freund, sich auf die breite Lehne zu setzen.

„Du mußt jetzt ganz nahe bei mir sein; gib mir deine Hand — so — und jetzt bin ich glücklich. In diesem Augenblicke bin ich vielleicht deine Frau . . . Ach, ich bin so dumm, so dumm! Wenn man müde ist, sollte man schweigen und zum Herzen sagen: „Sei still, verrate mich nicht! Sie blickte zu Daniel hinauf und fuhr fort: „Ist das nicht sonderbar, wie das Schicksal uns zusammengebracht hat? Was wußtest du von mir, was wußte ich von dir? Hier ein Mensch — dort ein Mensch, und näher und näher sind sich unsere Wege gekommen. Jetzt gehen wir gemeinsam durch die Nacht. Ich habe einst meinem Blute versprochen, nie einen weißen Mann zu lieben. Dein Blick, Daniel, ist stärker als mein Wille.“

Berinia schaute vor sich hin, dann sprach sie langsam: „Du wirst wieder von mir gehen in deinen dir zugewiesenen Kreis. Ich werde allein nach Paris zurückkehren.

Das nennt man das traurige Ende einer schönen Episode.“

„Du darfst jetzt nicht von der Trennung sprechen, Berinia“, tröstete Daniel die junge Frau. „Glaubst du, ich könnte dich vergessen? Werde ich nicht immer wieder in der Dunkelheit der Nächte, wenn ich ganz allein bin mit mir, dich vor mir sehen? Und es wird gewiß wieder einmal ein Tag kommen, der mich zu dir führt. Siehst du, wie nahe schon der Mond dem großen Sterne ist? Er wird ihn einholen; sie werden eine Strecke weit gemeinsam wandern, dann gehen sie wieder voneinander. Aber immer wieder werden sich ihre Bahnen finden.“ Berinia erhob sich. Sie legte ihre Hände auf des Geliebten Schultern und sah ihn lange und schweigend an. Dann bat sie mit bittend-fragender Stimme: „Du wirst mich nie vergessen? Gar nie?“

In diesem Augenblicke waren ihre Augen voll wunderbarer frauenhafter Güte und offenbarten das vom Himmel und von der Erde wach gerufenene Bekenntnis: Die große Liebe ist über mich gekommen; nimm mich hin zur beseligenden Erkenntnis.

